



Berlin erinnert an verfeimte Schriftsteller

Die Liste des undeutschen Geistes" versammelte 131 Autorennamen. Eine Firma, die auf pyrotechnische Herausforderungen spezialisiert war, hatte das Spektakel des 10. Mai 1933 gründlich vorbereitet, hatte extra Sand auf dem Berliner Opernplatz ausgestreut, um bei der Bücherverbrennung das Pflaster nicht in Mitleidenschaft zu ziehen. Aber was heißt hier schon in Mitleidenschaft? Am heutigen Tag eröffnet der Förderkreis Denkmal für die ermordeten Juden unter dem Vorsitz von Lea Rosh eine Sonderausstellung zu den im Nationalsozialismus verfeimten und schließlich verbrannten Schriftstellern. Als Herr über die Flammen verkündete Goebbels das Ende des „Zeitalters eines überspitzten jüdischen Intellektualismus“. Die Deutschen waren bereit, zahlreicher und entschlossener, als dies sich die frisch gewählten Führungskräfte der NSDAP jemals hätten träumen lassen.

Der ehemalige „Stern“-Reporter Jürgen Serke, dessen Buch „Die verbrannten Dichter“ sich seit nunmehr 33 Jahren kontinuierlich verkauft, erinnerte jetzt an die anfänglichen Schwierigkeiten, mit denen sich noch in den siebziger Jahren jener konfrontiert sah, der in Deutschland an einer Autoren-Rehabilitierung arbeitete. 1977 begann der „Stern“ mit dem Abdruck einer Serie, in der Serke die vergessenen Autoren in ihrem Exil besucht hatte. Beinahe wäre es nicht dazu gekommen. Zu düster, eine Verkaufsbremse befand die damalige Chefredaktion. Doch es war Urlaubszeit, nur ein Fotoredakteur hielt die Stellung und war derart angetan von Serkes Serie, dass er sie drucken ließ: eine kulturpolitische Großtat.

Nicht zuletzt die Ausstellung gleich neben dem Holocaust-Mahnmal könnte dazu beitragen, dass inzwischen rehabilitierte Autoren wie Irmgard Keun nicht mehr nur im Erinnerungskästchen der Verbannten-Literatur existieren, sondern möglicherweise auch wieder gelesen werden. Denn Keun, für die sich der ebenfalls verfeimte Kurt Tucholsky begeistert eingesetzt hatte, war das literarische It-Girl der Weimarer Zeit. So leichtfüßig wie sie schrieb damals nur noch Mascha Kaléko, die ebenfalls ins Exil ging.

Wie heikel das Thema Bücherverbrennung ist, zeigte eine kürzlich von dem Künstler Martin Zet initiierte Aktion, die es sich zum Ziel erklärte, bis zur diesjährigen Berlin-Biennale möglichst viele Exemplare von Thilo Sarrazins umstrittenem Bestseller „Deutschland schafft sich ab“ einzusammeln und in einer Performance zu „recyceln“. Eine heftige Debatte nicht nur auf der Homepage der Veranstalter stellte den Künstler und all jene institutionellen Unterstützer bloß, die sich zunächst für die gute politische Sache hatten einspannen lassen. Jetzt, heißt es nebulös, solle das Publikum entscheiden, was mit den Büchern geschehe.

Davon, dass es generell keine besonders gute Idee ist, Bücher für politische Symboltaten zu missbrauchen, kann sich nun jeder in Berlin überzeugen. Den Auftakt bildet eine szenische Lesung des „kunstseidenen Mädchens“, es folgen der atemberaubende Briefwechsel zwischen Joseph Roth und Stefan Zweig sowie ein Abend mit Iris Berben, die Armin T. Wegner ihre Stimme leiht. 2013 jährt sich die Bücherverbrennung zum achtzigsten Mal. KATHARINA TEUTSCH

Kritik in Kürze

Winterschlaf

Es ist nicht ausgemacht, ob das Buch in eine Zeitkapsel gehört. Denn darin ist wenig Platz, und es gibt schon so viele, die von der Einsamkeit erzählen, dem Sinn des Daseins und der Suche nach der großen Liebe. Zumindest aber gehört Kjersti Skomvolds neuer Roman auf den Nachttisch, für Abende, an denen wir so klein sind, dass wir am liebsten bei der Telefonauskunft anrufen und nachfragen würden, ob es uns noch gibt. Das macht auch die Protagonistin der unscheinbaren, anrührenden Erzählung, die überhaupt lauter Dinge tut, die todtraurig und kaum zu ertragen wären, hätte Mathea nicht eine so kokette Art, darüber nachzudenken. Nach dem Tod ihres Mannes beschließt sie, eine Zeitkapsel im Sand zu verbuddeln, und das Brautkleid muss da natürlich rein. Die Frage, was von ihrem Leben bleibt, fällt kaum erfreulicher aus als der Versuch der Seniorin, sich gegen die Nah-toderfahrung des Alltags aufzulehnen. Der Roman zielt offen auf die Sentimentalität der Bionade-Boheme. Dass man ihn trotzdem unbedingt lesen will, liegt an dem absurden Witz, mit dem die junge Norwegerin Kjersti Annesdatter Skomvold der kontaktscheuen, liebebedürftigen alten Dame eine Stimme verleiht. (Kjersti A. Skomvold: „Je schneller ich gehe, desto kleiner bin ich“. Roman. Verlag Hoffmann & Campe, Hamburg 2011. 142 S., geb., 18,- €.) math.

Literatur

Die Geschichte vom schlafenden Jungen

Die Werke von Aharon Appelfeld kreisen immer wieder um die Frage, warum man Geschichte nicht zurücklassen kann. Das neueste Buch des israelischen Autors, der heute achtzig wird, ist wohl sein schönster und sein sanftester Roman.

Wie lebt einer mit den erlebten Schrecken, deren Wirklichkeit er nicht erinnern kann? Wohin wirken diese Ereignisse weiter? Kann man sie bannen? Und wie erzählen, was man nicht begreift? Der Protagonist des jüngsten Romans von Aharon Appelfeld befindet sich 1946, zu Beginn der Handlung, als Überlebender in einem Aufnahmehager bei Neapel. Erwin, ein sechzehn-jähriger Jude aus Osteuropa, ist unendlich müde. Schlafend ist er den Schrecken entronnen, gerettet von Menschen, die nach dem Krieg vorbeikamen und ihn mitnahmen. Sie fanden, trugen und schlepften den Jungen nach Neapel, ins Überleben. Später wird der Heranwachsende einzelnen seiner Retter wiederbegegnet, doch nicht er, sondern sie werden ihn wiedererkennen: „Du bist doch der schlafende Junge, den wir gerettet haben!“ Der Satz zieht sich durch das ganze Buch. Jede Rettung war ein Wunder, denn: „Im Krieg schrumpft der Körper und die Seele schwindet. Hunger und Kälte beherrschen dich, und du hast nur einen Wunsch: so schnell als möglich zu sterben.“

Das Ertüchtigungsprogramm einer zionistischen Gruppe, die sich im Lager gebildet hat, weckt die Lebensgeister des Heranwachsenden. Er trainiert mit der Gruppe und bricht schließlich auf, raus aus diesem Europa der Erinnerungslosigkeit, fort aus den Ruinen und den Massengräbern: auf ins verheißene Land. Doch ist das möglich?, fragt sich der Ich-Erzähler. Kann einer nach Flucht und Verfolgung tatsächlich alles abstreifen? Wo bleibt die Dankbarkeit gegenüber den Vorfahren, die Solidarität mit den Hoffnungen und Ängsten seiner Retter? Setzt er nicht, indem er sich von ihren Lebenswelten und Idealen abwendet und einwilligt, in Palästina ein Neuerer zu werden, die ganze Geschichte der Diaspora ins Unrecht? Diese Fragen treiben das Romangeschehen voran und machen die Aktualität des Werks aus. Die Neuan-kömmlinge sollen vergessen. Sie leben im Kibbuz, bauen Terrassen für Orangen-bäume und lernen Hebräisch, unter ande-

wurde sofort ermordet, Vater und Sohn, er war damals neunehalb, gelingt zunächst die Flucht, doch im Lager werden sie getrennt. Der Junge entkommt, überlebt in den Wäldern, unter Dieben und Prostituierten, später als Küchenjunge bei der Roten Armee. Irgendwann, 1946, gelangt er, wie sein Romanheld, über Italien in das damalige Palästina. Es dauert lange, bis Appelfeld in der fremden seine eigene Sprache findet.

Um diesen Prozess geht es in dem Buch, das in siebzig kurze, episodenhafte Kapitel gegliedert ist. Mit jeder Episode kommt für die kurze Zeit des Lesens ein Bruchstück der Geschichte an die Oberfläche. Erwin, der sich, in Palästina angekommen, in Aharon umbenennet, um sich an die neue Welt anzupassen, kann nicht aufhören, sich in den Schlaf zu flüchten. Und nicht selten, wenn er die Augen schließt, hört er die Stimmen der Toten, die er zurückgelas-



Aharon Appelfeld: „Der Mann, der nicht aufhörte zu schlafen“.

Aus dem Hebräischen von Miriam Pressler. Rowohlt Verlag, Reinbek 2012. 288 S., geb., 19,95 €.

sen hat – seiner Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten. Diese inneren Autoritäten hadern mit seinen Entschlüssen. Manchmal fordern sie ihn auf, sie nicht zu vergessen, dann wieder delegieren sie gleichsam ihr nichtgelebtes Leben an ihn. „Mach dir keine Sorgen, ich werde immer bei dir sein, wohin du auch gehst.“ Sagt seine Mutter, die mit ihm hadert, weil er seine Muttersprache aufgeben will.

Den Freunden Aharons ist eine solche Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart verwehrt: Marek, der Schweigsame, der weder seinen Nachnamen noch seinen Herkunftsort preisgibt, begehrt bald nach der Ankunft im Kibbuz Selbstmord, Benno, der Mitstreiter mit den sanften Händen, der mit Aharon trotz anderslautender Direktiven im Krankenhaus auch deutsch spricht, versucht vergeblich, an die Kindheit anzuknüpfen und wieder Geige zu lernen. Doch die musikalischen Sehnsüchte, die während der Kämpfe in der Wüste in ihm aufleben, kann er nicht in seine Wirklichkeit integrieren. „Die Landschafts des Negev sind spirituell. Ich habe ein Gefühl, als verberge sich hinter jedem Hügel

ten. Damit er den Weg zu sich selbst und zu seinem Schreiben gehen kann, zählt der Held zunächst einen hohen Preis: Erst nach einer Verwundung, die ihn lange paralyisiert, findet der Junge zu sich und seiner Bestimmung: „Wenn Gott mir meine Beine wiedergibt, Vater, werde ich losziehen und den richtigen Ausdruck für das suchen, was uns geschehen ist“, sagt er, als ihm sein Vater im Schlaf erscheint.

Der innere Auftrag des Autors wie der seines Helden ist es, das Zersprengte zusammenzufügen, das Verlorene zu bergen und im Erzählen zu bewahren. Aber Erzählen ist bei Appelfeld kein Erinnern. „Meinem Körper hat sich die Irrfahrt besser eingepreßt als mir“, sagt er. Es ist der Körper, der sich bei Appelfeld erinnert. Hunger, Kälte, Liebe, Hingabe, Gewalt. Anders als Primo Levi oder Imre Kertész entrückt er das erinnerte ins Märchenhafte, um das Vergangene, dem er in seiner Prosa Gegenwart verleiht, in Freiheit zu setzen und um die Erzählung entfernt vom Strom des öffentlichen Erinnerns anzusiedeln. Appelfeld beherrscht die Kunst des Weglassens. Seine Geschichten liefern kein authentisches Zeugnis, sie bauen auf physische Erinnerungen und körperliche Empfindungen. Durch die parataktische Erzählweise reiht sich Hauptsatz an Hauptsatz. Als der Protagonist die Klinik verlässt, liest man: „So verabschiedete er sich von mir. Ich hatte mir Worte überlegt, die ich zu ihm sagen wollte, aber sie waren von seinen wie weggeblasen worden. Ich brachte nur ein Danke heraus, das ich ihm hinterherrief, keine Ahnung, ob er es noch gehört hat. Seltsam, welche Wurzeln ich an diesem Ort, dem es doch derart an Privatsphäre mangelte, geschlagen hatte.“ – Das Leben besteht nicht aus Logik und Zusammenhang, sondern aus Ereignissen und Brüchen, aus Erscheinungen und Vorstellungen; zwischen jedem Satz und dem nächsten könnte sich alles wenden und alles ganz anders kommen. Außerdem hält Appelfeld in seinen Romanen stets die Figuren zueinander auf Distanz – Mitleid, Sehnsucht, Trauer und Hoffnung sind kalt.

Sinnvolle Gemeinsamkeit, bemerkte der schottische Schriftsteller John Burnside, erwache nicht aus einer aufgezungenen offiziellen Geschichte, sondern aus der Verknüpfung unserer individuellen Allegorien-Geschichten. Solange wir diese Gemeinsamkeit nicht hätten, bleibe nur Trostlosigkeit. Die Allegorien-Geschichten von Appelfelds jüngstem Roman verbinden die Hügel der Karpaten, die Gebetbücher der Vorfahren, die Literatur S. Yishars und die Anpflanzung der palästinensischen Obstbäume.

Schallplatten und Phono



Simon Laks

Foto André Laks Archiv

Die Schwalbe im Himmel

Der polnisch-französische Komponist Simon Laks gehört zu einer doppelt verlorenen Generation. Endlich gibt es eine Ersteinstrumentierung seiner einzigen Oper.

Manche Dinge sind wichtig, um ernsthaft darüber zu reden, hat Oscar Wilde einmal formuliert. Zum Beispiel die Frage, ob auch Wellensittiche in den Himmel kommen. Nun steht im Römerbrief des Paulus aber geschrieben, dass alle Kreatur sich ängstet und mit uns nach Erlösung sehnt. Alle Kreatur! Mit uns! Auch Fuchs und Gans und Frosch? Um über diese Frage nicht ernsthaft reden zu müssen, schrieb Simon Laks 1965 eine Opéra bouffe in einem Akt namens „L'Hirondelle inattendue“ („Die unerwartete Schwalbe“), nach einem Hörspiel von Claude Aveline.

Ein Journalist und ein Pilot haben sich mit ihrem Raumschiff im All verirrt. Sie landen auf einem Planeten, der von den Messinstrumenten nicht erfasst wird. Es ist das „Paradies der Tiere“. Alle berühmten Teilhaber der Menschheitsgeschichte sind hier versammelt: die Schlange von Eden, die römische Wölfin, der Hund von Baskerville, das Heimchen am Herd, Schuberts Forelle und auch der Wal, in dessen Bauch Jonas saß. Der Wal sei nur deshalb nicht zu sehen, weil er nicht auf die Bühne passe, erklärt die Taube aus der Arche Noah, die sich freundlicherweise als Fremdenführerin zur Verfügung stellt.

Ein Neukömmling sorgt für Unruhe, nennt sich „Vorrortswalbe“ und ist das, was man auch in Deutschland einmal „Bordsteinschwalbe“ genannt hat: eine Prostituierte, jung, misshandelt, den Folgen mehrerer Messerstücke erlegen. Das tierische Paradies erklärt sich für unzuständig. Auch die Stimme des Himmels bietet dieser Schwalbe kein Asyl. Daraufhin löst sich das Vögelchen auf in das, was es der Meinung des Journalisten zufolge immer schon war: in ein Lied. Tatsächlich ist „L'Hirondelle du Faubourg“ ein Chanson von 1912, das von einer misshandelten Prostituierten handelt, die dem Arzt im Krankenhaus unter den Händen wegstirbt, wobei er in ihr seine Tochter erkennt, die er samt der Mutter verlassen hatte. Ein hinreißendes Walzerlied in lichten Dur, von der Sopranistin Ute Gfrerer auch im Original gesungen, quasi als Zugabe auf dieser CD-Edition. Nach der dritten Strophe pfeift man den Refrain mit und wird ihn tagelang nicht los.

Ein Chanson zum Mittelpunkt einer Operette zu machen und dessen Text im sprachlichen Vergleich von Mensch und Tier bis zur Erörterung der „letzten Dinge“ zu verfolgen ist eine Tat von abgründiger Genialität. Laks steht damit, auch stilistisch, in der Nachfolge von Maurice Ravel's Kurzoper „L'Enfant et les Sortilèges“, die ebenfalls die Begriffe von Humanität und Bestialität figürlich kreuzt, am Beispiel eines Kindes, das Tiere quält. Wenn die Tiere bei Laks ihren ersten Chor singen, klingen sie wie Gestalten aus einem Märchen von Ravel. Doch bleiben sie nicht so sanft. Zur Romantik vom „guten Tier“ (analog zu jener vom „guten Wilden“ bei Rousseau) lässt sich Laks denn doch nicht verführen.

MARIE LUISE KNOTT

„L'Hirondelle inattendue“ ist das einzige Werk, das Laks für die Bühne geschrieben hat. Und es ist eines seiner letzten. Als Sohn einer jüdischen Familie 1901 in Warschau geboren, studierte er am Pariser Konservatorium, in den dreißiger Jahren fasste er Fuß im französischen Musikleben. 1942 wurde er an die Deutschen ausgeliefert. Er überlebte das Vernichtungslager Auschwitz als Leiter der Häftlingsmännerkapelle. Über all dies hat Laks später dann ein Buch geschrieben, wie er sich überhaupt ab den Sechzigern lieber den Büchern als der Musik widmete. Krieg und Verfolgung hatten ihn um die entscheidenden Jahre seiner möglichen Wirksamkeit als Musiker gebracht.

Der Aufsatz im Beiheft der vorliegenden Ersteinstrumentierung bezieht die Opernhandlung auf die Lebenssituation von Laks: die Erfahrung, fremd zu sein, nirgends dazugehören, obwohl einem Schlimmes angetan wurde. Teilt man diese Hypothese, dann muss man die besondere Weisheit des Komponisten umso mehr bewundern: In dem leichten, an Ravel und Poulenc meisterhaft anschließenden Tonfall äußert sich die Einsicht, dass man nur durch Anmut die Anteilnahme anderer gewinnt – jene Empathie, die ei-



Simon Laks: L'Hirondelle inattendue. Karol Rathaus: Le Lion amoureux. Ute Gfrerer, Eduarda Melo,

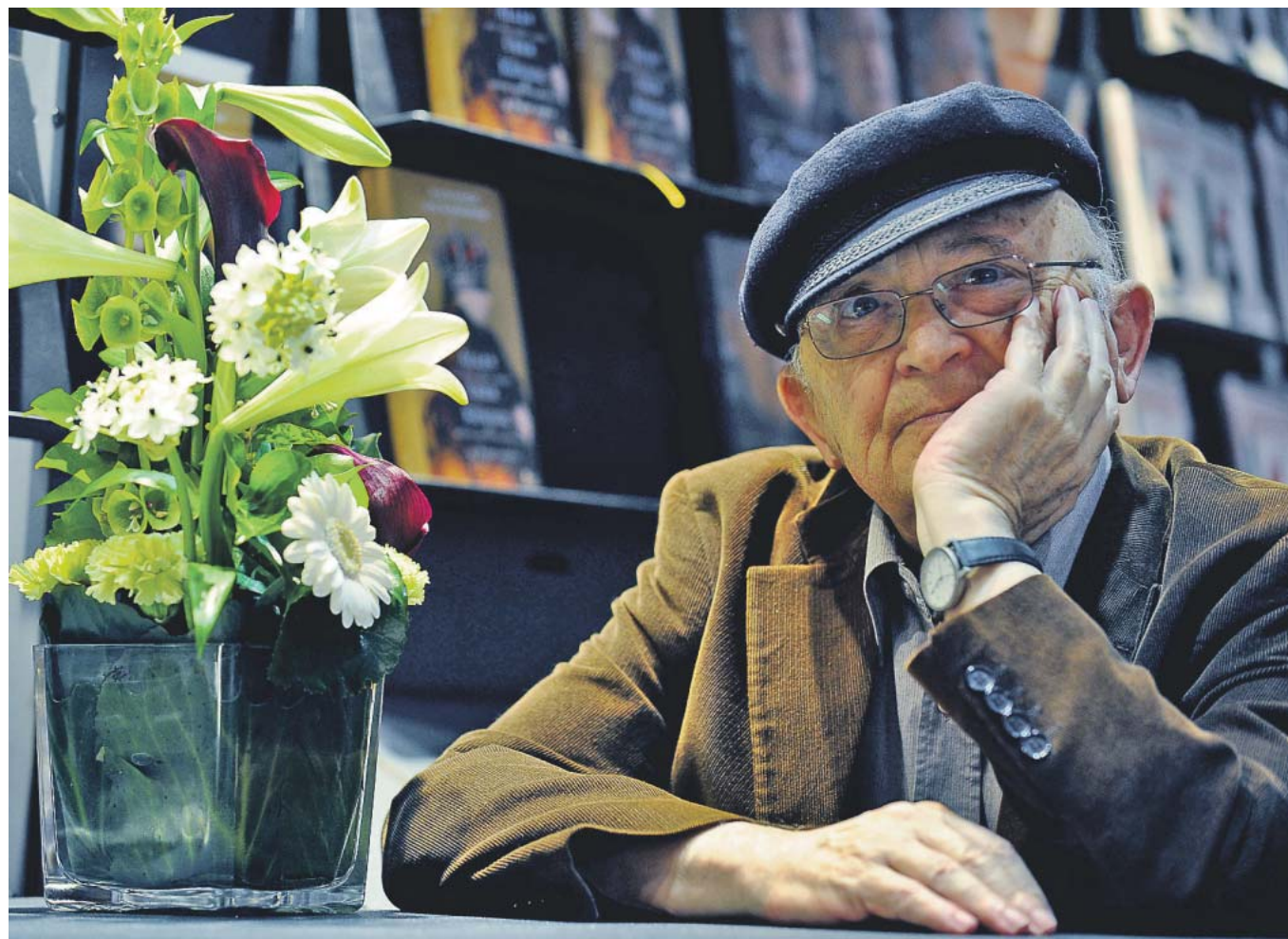
Kevin Amiel u. a. Polnischer Rundfunkchor, RSO Warschau, Łukasz Borowicz

EDA 35 (Klassikcenter).

nem vor der Schändung nicht zuteilwurde. Es ist dies eine resignative, hell-verzweifelte Einsicht.

Eduarda Melo als leuchtend freundliche Taube verwendet auf „L'Hirondelle inattendue“ viel Spielfreude, Liebe und hohe Professionalität. Das gilt auch für die übrigen Solisten. Ergänzt wird die Produktion mit dem Polnischen Rundfunkchor Krakau und dem Polnischen Rundfunkorchester Warschau mit zwei Stücken von Karol Rathaus: einem großen Präludium für Orchester und der Suite zum Ballett „Le Lion amoureux“.

Die „Unerwartete Schwalbe“ ist schon die vierte Folge der wichtigen, Pionierarbeit leistenden CD-Reihe „poland abroad“. Neben der Unterstützung durch EU-Fördermittel, durch Polische Radio, Deutschlandradio Kultur und kooperierende Musikfestivals ist es vor allem die ausdauernde Begeisterung von Frank Harders-Wuthenow vom Verlagshaus Boosey & Hawkes, die die Edition am Leben hält. Mit Publikationen, Ausstellungen, Konzerten und CDs verfolgt er das Ziel, die Musik einer verschollenen Generation aus Polen wieder in unser Bewusstsein zu heben. Diese Musik teilt mit der von deutschen Komponisten wie Walter Braunfels, Bertold Goldschmidt oder Erich Wolfgang Korngold das Schicksal einer doppelten Verfehlung, zuerst durch den Rassenhass der Nationalsozialisten, später, nach 1945, durch die Machtpolitik der sogenannten Avantgarde. JAN BRACHMANN



Aharon Appelfeld verließ Europa als Kind, doch die Erinnerung an seine Jahre in der Bukowina verblasst nicht.

Foto Frank May/dpa

rem die Bezeichnungen für Eckstein und Grundstein: der Zukunft zugewandt.

Aharon Appelfeld, der israelische Schriftsteller, den der Schriftstellerkollege Imre Kertész schon vor Jahren als großen jüdischen Erzähler Osteuropas feierte, ist dank seines Verlegers Alexander Fest schon lange auch in Deutschland kein Unbekannter mehr. Er erhielt zahlreiche internationale Preise, 2005 hierzu-lande den Nelly-Sachs-Preis. Rechtzeitig zum heutigen achtzigsten Geburtstag hat Rowohlt mit „Der Mann, der nicht aufhörte zu schlafen“ den jüngsten Roman des Autors veröffentlicht, der die Grundfrage seines Lebens umkreist: Wie wird einer zum Schriftsteller?

Appelfelds eigene Geschichte gleicht nicht zufällig vielen seiner Romane, auch hier das Geschehen von seiner Wirklichkeit entfernt. 1932 in der Bukowina geboren, wuchs er als Erwin Appelfeld in der näheren Umgebung von Czernowitz auf, wo Juden unter Ruthenen, Deutschen, Rumänen und Polen damals die Mehrheit bildeten. Kaum eine Stadt und Kultur ist heute so versunken wie das Czernowitz von Appelfelds Kindheit, die mit dem Überfall der Deutschen im Juni 1941 schlagartig endete. Erwins Mutter

ein Orchester oder ein großartiges Quartett“, schreibt er. Einmal trifft Aharon einen alten Mann, den „letzten Flüchtling“, der mit seiner Frage, ob die Orangenplantagen „unsere Seelen“ leer machen, eine Grundangst des Romans berührt: Wer meint, die Geschichte zurücklassen zu können, ist nur ein halber Mensch.

Literatur schafft andere Wirklichkeiten, indem sie die Realität entmacht. In dem Zwischenreich, das Appelfeld in seinen Romanen erschafft, sind nicht nur die üblichen Kontinuitäten der Beziehungen, sondern auch die üblichen Narrative über die Schoa ausgesetzt. Bei Appelfeld bekommen alle Personen und Positionen ihre Stimme, die Zionisten und die in Europa Gebliebenen, die Vertreter von Assimilation, Diaspora und Erez Israel. Die untergegangene Welt des rabbinischen Judentums, die verschwundene Welt der assimilierten Juden, die Nachbarn, Onkel und Tanten – ihnen allen verdankt der Junge im Roman sein Leben, und wenn ihre Geschichten nicht erzählt werden, sterben die Welten ein zweites Mal, endgültig vielleicht.

Appelfeld verbindet das alte und das neue Judentum, die Lebenden und die To-

„Der Mann, der nicht aufhörte zu schlafen“ ist vielleicht Appelfelds schönstes und sanftestes Buch. Der Übersetzerin Miriam Pressler verdanken wir, dass wir in der deutschen Ausgabe an dem unscheinbaren und doch so tiefgründigen Prozess der Loslösung des Helden von eigenen und fremden rituellen Fixierungen teilhaben können. Man kann der Geschichte nicht entkommen, doch vielleicht kann man Gewalt und Trostlosigkeit etwas lindern, wenn man das offizielle Erinnern und die bloße Zukunftsorientiertheit entmacht.

Auch dieses Buch birgt wie alle Werke Appelfelds ein Fragment der jüdischen Tragödie. Wenn man, das kabbalistische Bild vom „Bruch der Gefäße“ im Kopf, jeden Roman als eine Scherbe betrachtet, versteht man Appelfelds Lebensentscheidung, Schriftsteller zu werden, neu: als großartiges Projekt, angesichts der Katastrophe der Schoa im Erzählen das Versprengte zu bergen. Ihm gelingt es, für den Moment des Kunstwerks das Versprengte zu versammeln, das Zusammenleben der Lebenden und der Toten zu feiern und so gegen den drohenden Zerfall die Idee der Menschheit wachzuhalten.